

Erkenntniskonstitutive Polarisierung

Wie die Soziologie das dilemmatische Verhältnis von Komplexität und Positionierung reflektiert

Boris Traue

Beitrag zum Plenum 1 »Konzepte und Methoden des Polarisierens«

1. Die Soziologie und ihre Methodenstreite

Die Situation der Soziologie ist widersprüchlich: Einerseits partizipiert sie am globalen Erfolg der Forschungsuniversität, sie öffnet sich neuen Erhebungs- und Auswertungstechniken wie Big Data und sie ist im Kontext multipler Krisen auch wieder stärker als ExpertInnengruppe gefragt. Andererseits verschaffen sich Stimmen Gehör, die ein Misstrauen gegenüber der Soziologie bzw. Teilen der Soziologie äußern, und zwar außerhalb wie innerhalb des Faches. Die Soziologie reagiert auf diese Herausforderungen (nicht nur in Deutschland) wie bereits in der Vergangenheit mit einem Methodenstreit, der auf verschiedenen Ebenen geführt wird. Zentral scheinen mir zwei Ebenen: die Auseinandersetzung mit neuen Medien der Datenerhebung und ihren Komplexitätsversprechen sowie die Frage des Engagements, also der Selbstpositionierung von ForscherInnen in ihren Beiträgen. Auf beide Aspekte und ihren Zusammenhang möchte ich im Folgenden eingehen.

Im aktuellen französischen *querelle des methodes* warnt der Pariser Soziologe Gérald Bronner zusammen mit seinem Kollegen Étienne Géhin 2017 im Anschluss an Nathalie Heinrichs Lob der gut deutschen Weberschen Wertneutralität vor einer „danger sociologique“, die sie in den „deterministischen“ Soziologien von Bourdieu und auch Boltanski und in der postmodern inspirierten Soziologie sehen (Bronner und Géhin 2017). Sie nutzen dabei auch die Erinnerung an den Skandal um Michel Maffesoli, der 2001 in einer Debatte um die hinreichende Distanz vom Objekt wissenschaftlicher Studien heftig kritisiert, wenn nicht beschädigt wurde. Im Kontext der *science wars* wurde damals die interpretative Soziologie in der frankophonen Wissenschaftslandschaft in Mitleidenschaft gezogen. Bronner schlägt stattdessen eine „analytische“ Soziologie vor, die an Max Weber, die Psychologie und die Hirnforschung anschließt. Diese Formulierung kommt uns im deutschsprachigen Zusammenhang vielleicht bekannt vor.

In den USA wird im Rahmen der laufenden *post-truth debate* vermehrt der Wunsch nach weniger Interpretativität und Normativität in der Forschung geäußert. Dort wie hier steht der polemische, weil nie mit Nachweisen versehene Vorwurf im Raum, das interpretative Paradigma habe den Boden für alternative Facts mitgeschaffen, also für die Erlaubnis, Tatsachen zu erfinden.

2017 weist die von der DGS abgespaltene Fachgesellschaft Akademie für Soziologie darauf hin, dass „Werturteile und andere Verzerrungen“ ausgewiesen und kontrolliert, letztlich vermieden werden

sollen. Es geht hier offenbar um die Befürchtung, dass die Soziologie politisiert wird und damit ihren Anspruch auf wissenschaftliche und gesellschaftliche Geltung preisgibt. Im Vorgriff auf meine im Folgenden dargestellten Thesen beschreibe ich dies als Ablehnung von Überpositionierung, da ich argumentiere, dass Positionierung ohnehin unvermeidlich ist. Mit dieser Zuschreibung, Verzerrungen in Kauf zu nehmen, wird eine explizite Abwertung konstruktivistischer bzw. interpretativer Forschungsstrategien vorgenommen. So stellt Jörg Strübing 2019 fest:

„Auch die pauschale Zuschreibung einer konstruktivistischen Theorieorientierung, mit der man angeblich »auch heute noch behaupten (könnte), dass sich die Sonne um die Erde dreht« (Auspurg, Brüderl 2018: 332), bedient in absichtsvoll herabwürdigender Weise und in weitgehender Unkenntnis des Standes konstruktivistischer Theoriedebatten dieses Musters.“ (Strübing 2019: 150)

Jedenfalls sollen hier Sachverhalte als ‚Fakten‘ dargestellt werden und nicht als Ergebnisse von Interpretationsvorgängen – wie sie auch in den Naturwissenschaften üblich und notwendig sind. Der durch solche Anwürfe entstehende Druck begünstigt den Drang zur methodischen Selbstverständigung in vier Hinsichten:

Erstens hinsichtlich der Gütekriterien qualitativer Forschung. Diese Debatte ist einerseits hilfreich für eine disziplininterne Selbstverständigung, andererseits ungünstig, weil sie den Eindruck erweckt, Teile der Soziologie ließen sich in eine Qualitätsdebatte zwingen, an der andere Teile sich nicht beteiligen müssten, weil sie eben keine Qualitätsprobleme leiden.

Zweitens in Bezug auf die Erweiterung des Interventionsspektrums der Soziologie sowie eine Besinnung auf pragmatistische Epistemologien unter dem Titel *Experimentalismus* – eine bedeutende Entwicklung auf die ich hier nicht weiter eingehen kann.

Drittens in Bezug auf die Weiterentwicklung partizipativer Forschung, und viertens in Richtung einer methodologisch-gesellschaftstheoretischen Positionsbestimmung. Ich gehe im Weiteren nur auf den letzten Punkt ein. Zu dieser Diskussion um die Verortungen und Strategien interpretativer Forschung habe ich selbst mit dem 2018 erschienenen Handbuch *Interpretativ Forschen* beigetragen. Ich argumentiere zusammen mit meinen KoautorInnen Nina Baur, Hubert Knoblauch und Leila Akremi, dass die zentrale Demarkationslinie nicht zwischen qualitativer und quantitativer Sozialforschung, sondern zwischen interpretativen Sozialwissenschaften einerseits und Verhaltenswissenschaften andererseits verläuft. Wir verfechten die Auffassung, dass auch gute quantitative Forschung immer interpretative Forschung ist (Baur et al. 2018, S. 248f). Thomas Scheffer und Ronja Trischler bezweifeln allerdings – ausgerechnet in der Kölner Zeitschrift – „stark [...] ob der im Handbuch vorgeschlagene Begriff des ‚interpretativ Forschens‘ genügt, die Disziplin zu einen“ (Scheffer und Trischler 2020, S. 129).

Ich stimme ihnen allerdings zu, denn in der Tat hat die quantitative Sozialforschung dieses Gesprächsangebot nicht, oder jedenfalls nicht im erhofften Umfang angenommen. Lobenswert sind zwar Forderungen, auch einmal transparente Beschreibungen der eigenen Forschungsprozesse zu unternehmen, wie jüngst nicht zuletzt von Auspurg und Brüderl vorgetragen, aber ansonsten wird eine ‚sociological science‘ forciert und der wenig hilfreiche Versuch unternommen, die psychologische Replikationskrise in die Soziologie zu tragen.

Nun denn, ich nehme meinen Faden wieder auf. Er führt mich zum einen zur Frage der Offenheit der sozialwissenschaftlichen Forschung für neuartige Daten und Phänomene, zum anderen zur Frage der Positionierung und damit auch zum Offenhalten einer emanzipatorischen Perspektive in der Forschung.

Ich entwickle im Folgenden die These, dass soziologische Forschung sich immer in einem Dilemma zwischen Komplexitätsdarstellungsmöglichkeiten einerseits und Positionierungszumutungen andererseits bewegt. Meine Argumentation ist methodologisch und wissenssoziologisch, bezieht gesellschaftstheoretische Überlegungen ein, verfolgt dabei aber keine wissenschaftssoziologischen Ansprüche. Ich

stelle keine Befunde vor, sondern versuche, auf methodologischem Terrain den gegenwärtigen Methodenstreit weiterzubringen, also in produktivere Bahnen zu lenken. Dazu gehe ich zunächst auf die Thematik der neuen Datentypen ein, um mich anschließend mit der Positionierung als Prinzip der Generierung sozialwissenschaftlichen Wissens zu beschäftigen. Zum Abschluss werde ich beide Aspekte aufeinander beziehen.

2. Komplexität

Was hat es mit der Vorstellung auf sich, soziologische Tatsachen sollten in der größtmöglichen Auflösung objektiver Details beschrieben werden? Neue Techniken der Datengenerierung und -auswertung ermöglichen neue epistemische Objekte, so Hans-Jörg Rheinberger. Das Aufkommen elektromagnetischer Aufzeichnungsmedien hat etwa die rekonstruktive Sozialforschung in gewisser Weise erst ermöglicht, da neuartige Protokolle sozialer Wirklichkeit möglich bzw. leicht herstellbar wurden. Eine zentrale neue Technik der Datengenerierung und -auswertung sind für die Sozialwissenschaften heute die digitale und netzmediale Ausweitung der Datensammlung und -verarbeitung durch private und staatliche Organisationen, auch unter dem Schlagwort Big Data bekannt. Der aktuelle Methodenstreit wird nicht zuletzt von der Vorstellung genährt, dass eine umfassende Technisierung der Erhebungs- und Auswertungssituation die ‚traditionellen Sozialwissenschaften‘ – sensu Thomas Hinz – nicht nur verbessern, sondern am Ende überflüssig machen könnten. Ich erinnere hier an Alex Pentlands, in gewissen Kreisen einflussreiches Buch *Social Physics*, mit dem er an Comte und Quetelet anknüpft. Dem Spiegel erklärt Pentland 2014: „Big Data is to the study of social behavior what the microscope was to the study of bacteria. [...] thanks to Big Data, we can know exactly who interacts when, where and with whom.“

Mit dem von ihm mitentwickelten „Sociometer“, eine Apparatur zur Messung von räumlichen, akustischen und physiologischen Daten sollte eine soziophysiologische Netzwerkforschung betrieben werden. Dieses Gerät ist vielleicht weniger ein exemplarisches Forschungstool, sondern vor allem eine methodologische Metapher für eine technisch aufgerüstete Soziometrie. Der Zürcher Soziologe Andreas Diekmann zeigt sich von Pentland beeindruckt und plädiert für eine „Analyse von Verhaltensspuren“ und eine konsequente Erschließung neuer Datenquellen unter verhaltenswissenschaftlichen Vorzeichen, etwa unter dem Titel „computational sociology“ und „data science“, damit die Soziologie nicht zu einer „hermeneutischen Restwissenschaft“ schrumpfe:

„Hat die Soziologie in der Grundlagenforschung [...] durch die Verhaltensökonomie eine erdrückende Konkurrenz bekommen, so wird sie bei der Analyse von Verhaltensspuren von den technisch-naturwissenschaftlichen Disziplinen überholt. Wird die Soziologie bald nur noch auf eine hermeneutische Restwissenschaft schrumpfen oder wird sie doch noch den Anschluss an die moderne und professionelle Forschung finden? Dafür müsste sich Soziologie entweder um den Erwerb von Kompetenzen der Analyse digitaler Daten bemühen oder entsprechende Kooperationen mit den technischen Disziplinen eingehen.“ (Diekmann 2020, S. 167)

Die zugrundeliegende Diskussion ist allerdings schon etwas älter. Bereits 2005 wird die Erweiterung der Datenlage unter dem Schlagwort Komplexität diskutiert. John Urry umreißt Komplexität 2005 folgendermaßen: „Central [...] to complexity is the idea of emergence. It is not that the sum is greater than the size of its parts – but that there are system effects that are different from their parts“ (Urry 2005, S. 5).

Die Beobachtung einer großen Anzahl von Elementen sei hilfreich, um zu erklären, warum soziologische Ursache-Wirkungszusammenhänge so kontingent sind wie sie es eben seit jeher leider sind.

Das Problem der Komplexität wurde aber *avant la lettre* schon von Georg Simmel vor über 100 Jahren diskutiert und als „eine antinomische Problematik der schwersten Art“ (Simmel 2003 [1916], S. 298ff.) begriffen. Er illustriert diese Problematik an einem Beispiel:

„Die ‚Schlacht von Zorndorf‘ ist ein in besonderer Weise aus unzählig vielen Einzelvorgängen gebildeter Kollektivbegriff. In dem Maße, in dem die Kriegsgeschichte jene Einzelheiten zur Kenntnis bringt, jeden Angriff, jede Deckung, jede Episode, jedes Sonderengagement von Truppenteilen usw. auch sich dem Bilde dessen, was ‚wirklich war‘ mehr nähert, in eben diesem Maße atomisiert sich der Begriff der Schlacht und verliert die Kontinuität, die wir nur durch ein gleichsam darüber schwebendes apriorisches Wissen, vermittels des Hindurchlegens einer ideellen Linie – nämlich des Begriffs Schlacht – durch all diese Wissensatome, dennoch von diesem Ereignis aussagen, indem wir es eben ‚eine Schlacht‘ nennen“ (Simmel 2003 [1916], S. 298ff.).

Er postuliert eine „Schwelle der Analyse“ (ebd., S. 303), jenseits derer eine weitere Erfassung von Details auf der Mikroebene nicht mehr zum Verständnis auf der Meso- und Makroebene beitragen könne. Übertragen wir dieses maßgebliche Argument auf die heutigen kommunikativen Schlachten, die aus Tausenden, wenn nicht Millionen von Tweets, Zeitungsartikeln, Abhandlungen, Talkshow-Aussagen etc. bestehen, so lässt sich – folgen wir Simmel – erkennen, dass die Hoffnung einer *computational sociology*, durch die Zusammenführung aller Verhaltensspuren, die die heutigen Registriermaschinen hinterlassen, ein vollständiges Bild des sinnhaften sozialen Prozesses zusammensetzen zu können, durch mapping, Netzwerkanalysen usw. ins Leere laufen wird, zumindest wenn verstehende und perspektivierende Positionierungen versäumt werden. Es bleibt dann nämlich unklar, wer mit wem warum worüber spricht. Die Ausklammerung des für das Soziale konstitutive und interpretationsbedürftige Sinngefüge menschlichen Zusammenlebens, in dem die Forschenden im auch ihren Platz und ihre Rolle haben, führt in die arbiträre Komplexitätsdarstellung eines ‚view from nowhere‘, in das dann verschiedenste Erkenntnismotive eingeschmuggelt werden können. Komplexitätsdarstellungen ohne Rekonstruktionen von sinnhaften Handlungsvollzügen auf Seiten der Beforschten und der Forschenden stellen ein Erkenntnishindernis dar. Für dieses Erkenntnishindernis schlage ich die Bezeichnung ‚Unterpositionierung‘ vor.

Die methodologische Kreativität im Umfeld der *digital methods* ist allerdings beeindruckend, auch wenn die generierten Befunde nicht immer überzeugen und die genannten Gefahren lauern. Eine wichtige Leistung der Darstellung von Komplexität möchte ich aber auch nicht verschweigen, ohne sie hier weiter diskutieren zu können: die Sicherung der Offenheit der Forschung durch die Störungen von Gewissheit, angestoßen durch Komplexität, Offenheit für die überraschende Beschaffenheit der Wirklichkeit, ob quantitativ oder qualitativ erforscht.

3. Positionierung

Damit gelange ich zu meinem zweiten Hauptpunkt, der Positionierung. Ich verstehe Positionierung als Prinzip der Generierung soziologischen Wissens. Positionierung soll hier heißen, dass in Aussagen der Forschung die Subjektivität der Forschenden und die Subjektivität der Beforschten reflektiert werden. Ich gehe auf drei zentrale Hinsichten von Positionierung ein: Verstehen, Perspektivität und Parteilichkeit.

In dieser Frage der Positionierung liegt offenkundig immer noch ein großes Konfliktpotential. Während die gegenwärtige Soziologie von verschiedenen Seiten für *überpositionierend* gehalten wird, mahnen andere schon länger ein stärkeres Engagement der Soziologie an. So attestiert Angelika Pofel der Soziologie 1999 einen „sociological lag“:

„Die sozialwissenschaftliche Diskussion begnügt sich, Ambivalenzen und Abenteuer, Buntheit und Brüche, Transformationen und Risiken in der Gesellschaft zu verorten und in deren Beschreibung aufzunehmen, ohne selbst das Wagnis geänderter Zugangsweisen und Analyseformen einzugehen, ohne sich selbst konsequent und radikal genug für ‚Experimente‘ zu öffnen. Die sozialwissenschaftliche Entwicklung, ihre Selbstprofilierung und Selbstpräsentation hinkt der thematisierten Gesellschaftsentwicklung gleichsam in einer Art *sociological lag* hinterher“ (Pofel 1999, S. 362).

Gleichzeitig kämen „die Felder der Kulturproduktion und des Alltagshandelns, der sozialen Selbstintegration und Differenzierung, sub- bzw. alltagspolitische, Selbstbestimmungs- und Verteilungskonflikte, aber auch Fragen ungleich verteilter, dezentrierter Teilhabe-, Definitions- und Gestaltungsmachten [...] in den Blick“ (Pofel 1999, S. 364ff.).

Die erste, in der Soziologie unvermeidliche Stufe der Positionierung ist das sogenannte *Verstehen*, das im 19. Jahrhundert als methodische und epistemische Operation der Geisteswissenschaften identifiziert wurde. In der Soziologie besteht scheinbar über alle Lager hinweg ein Konsens darüber, dass sie grundlegend auf Verstehen angewiesen ist und dass das Verstehen mit dem Erklären eine Verbindung eingeht, nach Max Webers bekannter Formel.

Soziales Handeln zu verstehen bedeutet, das Handeln eines anderen zu interpretieren, indem wir uns in eine Position begeben, die diesen interpretativen Vorgang erst ermöglicht, zum Beispiel durch Anwesenheit in einem sogenannten Feld, durchs Eintreten ins Gespräch, durch Platzierung von Aufzeichnungsgeräten, oder durch Verfügbarmachung von Fragebögen. Diese elementare Positionalität beinhaltet die Subjektivität der Beforschten, aber eben auch ganz substantiell die der Forschenden: „Die Subjektivität der Forschenden ist [...] eben kein Erkenntnishindernis, sondern eine Ressource, weil sich ihnen durch verstehende Kenntnis des Forschungsfeldes die Wirkungen erschließen, von denen auf Ursachen gefolgert werden kann“ (Baur et al. 2018, S. 273).

Welche Wirkungen, die die Suche nach Ursachen in der Forschung orientieren können, relevant gehalten werden, hängt von der leibkörperlichen Positionierung der Forschendensubjekte ab. Die Nutzung *objektiver* Daten, die etwa die Statistik herstellt, oder die als Datenspuren durch ‚social media‘ generiert werden, impliziert nur eine institutionalisierte Beobachterposition, die die beobachtenden Subjekte scheinbar verschwinden macht. Aus dieser Positionierung gewinnen Forschende affektiv, kognitiv und schließlich reflexiv eine Perspektive. Die jeweilige Perspektive können wir mit Karl Mannheim als notwendig standortgebunden verstehen. Damit sind wir bei der zweiten Gestalt der Positionierung, der Perspektivität.

Es gibt drei Weisen, die Standortgebundenheit zu reflektieren und damit methodisch zu kontrollieren: Protokollierung, theoretische Einordnung, Erforschung der Forschungssituation.

Eine erste Kontrolle dieser Standortgebundenheit stellt die Objektivierung von Beobachtungen durch Protokolle dar, also etwa Feldnotizen, Audio- und Videoaufnahmen, worauf nicht zuletzt Ulrich Oevermann stets hingewiesen hat. Diese verankern die Analyse in der sozialen Wirklichkeit und schaffen eine gewisse Überprüfbarkeit von Vorurteilen der Forschenden. Die Schaffung von Repositorien für qualitative Daten ist hier ein wichtiger institutioneller Schritt. Eine zweite Kontrolle der interpretativen Perspektivität stellt die Theoretisierung jeder Forschung dar.

Die Perspektivität kann also nicht vermieden werden, sollte aber durch Theoriebildung expliziert werden. Dieser sehr wichtige Punkt ist eine Quelle von Missverständnissen: Perspektivität kann nicht einfach durch Bekenntnis zu einer Position expliziert werden, sondern durch Erklärungen, warum welche Konzepte und Begriffe verwendet werden. Diese theoriebildende Explikation ist nicht (allein) Aufgabe einer philosophisch orientierten soziologischen Theorie, sondern Aufgabe jeder empirischen Forschung. Eine weitere Möglichkeit der Explikation, auf die ich hier nicht weiter eingehen kann, ist eine

Soziologie der Soziologie im Sinne einer empirischen Wissenschaftstheorie. Ich komme nun zum schwierigen Thema, über das wir reden müssen: die Parteilichkeit.

Die Parteilichkeit der Forschung wird im deutschsprachigen Raum seit dem ersten Werturteilsstreit in den 1920er Jahren diskutiert. Explizit und wissenschaftstheoretisch geht es dabei um die Frage, welchen Stellenwert sogenannte Sollensaussagen in der Soziologie haben dürfen, gegenüber den Seinsaussagen.

Im Werturteilsstreit warnt Weber, Parteilichkeit solle in der Soziologie vermieden werden, denn „es kann nie Aufgabe einer Erfahrungswissenschaft sein, verbindliche Normen und Ideale zu ermitteln, um daraus Rezepte für die Praxis ableiten zu können“ (Weber 1904, S. 25). Allerdings räumt auch Weber ein, dass die Sozialwissenschaften sich mit den Wirkungen von Normen in der und auf die Gesellschaft befassen können. Dieses Hintertürchen zeigt an, dass seine Position nicht alle Ambivalenzen ausräumt. Weber selbst stellt kein Dogma auf, er positioniert sich lediglich. Im Positivismusstreit, der zweiten Auflage des Werturteilsstreits, wird die Webersche Neutralitätslinie von den SoziologInnen der Frankfurter Schule überschritten: Es wird eine Parteilichkeit der kritischen Theorie gegen Unterdrückungs- und Ausbeutungszusammenhänge formuliert, die Jürgen Habermas als emanzipatorisches Erkenntnisinteresse bezeichnet. In den kritischen Ansätzen, die verstärkt seit den 1980er Jahren entwickelt wurden, wurde diese Abstraktion konkretisiert: Im Wesentlichen zu einer Parteilichkeit für Grund- und Menschenrechte in unterschiedlichen Erfahrungs- und Handlungsbereichen. Allein, mir scheint das Wort Parteilichkeit, wenn es heute als Vorwurf gebracht wird, nicht so recht zu greifen, denn ist die Orientierung an der Institution der Würde des Menschen „parteilich“? Was ist dann die andere Partei? Was wäre Parteilosigkeit? Ist Parteilosigkeit möglich?

Es wird nun nötig, Methodologie und Gesellschaftstheorie zu verbinden; deshalb mache ich im Folgenden gesellschaftstheoretische Anleihen bei Shmuel Eisenstadt und Gesa Lindemann. Wir können in den letzten drei Jahrzehnten die Entstehung verschiedener gegenstandsspezifischer interdisziplinärer und sich als kritisch verstehender Forschungsgebiete beobachten, die oft *Studies* genannt werden: *gender studies*, *disability studies*, *queer studies*, *trans studies*, *governmentality studies*, *critical race theory*, *postcolonial studies*, *studies in subjectivation* usw. Manche dieser *studies* gehen auf den Beginn des 20. Jahrhunderts zurück, andere sind jüngerem Datums.

Was hat es mit dieser neuen menschenrechtlichen Normativität auf sich, die sich implizit auch in der partizipativen Forschung und teils auch im soziologischen Experimentalismus zeigt, und die sich unter den Verdacht einer verpönten Parteilichkeit gestellt sieht?

Treten wir aus dem Handgemenge etwas zurück, zeigt sich, dass der aktuelle Methodenstreit durch die Konkurrenz von drei zentralen wissenschaftlichen Erkenntnisansprüchen geprägt ist. Der Mensch kann als Naturwesen, als kulturbildendes Wesen oder als moralisches Wesen verstanden werden, „dem eine vernunftgeleitete Einsicht in das moralisch Gute möglich ist, die weder durch seine Natur noch seine Kultur bedingt sind“ (Lindemann 2018, S. 263), so Gesa Lindemann. In bedeutenden Teilen der *studies*, wenn Sie mir die Vereinfachung erlauben, wird der Mensch als ein potentiell moralisches Wesen verstanden, und es ist kein Zufall, dass sie Anleihen in der Philosophie und den Rechtswissenschaften machen. Dies sind die einzigen modernen Disziplinen, in denen Sollenssätze legitim und erwartbar sind. Zudem arbeiten sie interdisziplinär, sind also um die Integrität einzelner Disziplinen tatsächlich weniger besorgt.

Moralisch-rechtliche Prinzipien werden in den kritischen *Studies* aber nicht einfach gesetzt, sondern aus den sozialen Bewegungen mit ihren Vorstellungen des Guten Lebens aufgegriffen, und – das ist wichtig – auf ihren empirischen Gehalt und symbolische Konsistenz hin überprüft; die Ergebnisse solcher Prüfungen werden an die Gesellschaft zurückkommuniziert. Ich sehe die Soziologie hier an einem Prozess beteiligt, den Shmuel Eisenstadt als „the incorporation of [...] themes of protest into the center“ beschrieben hat, mit der Folge einer „radical transformation of various popular and/or sectarian utopian

visions from peripheral or subterranean views into central components of the political and cultural Program“ (Eisenstadt 2004, S. 7).

Konkret entwickelt die Soziologie also orientierende Maßstäbe in polarisierten gesellschaftlichen Anspruchslagen, indem sie Vorstellungen guten Lebens, die aus sozialen Bewegungen stammen, hinsichtlich ihrer Umsetzbarkeit als universelle Maßstäbe der Regierung und Verwaltung des Sozialen aufgreift und an der Wirklichkeit prüft. So werden etwa verschiedene Formen von Diskriminierung unterschieden, statistische Diskriminierung oder Stereotypen oder Zweigeschlechtlichkeit oder Behinderung gesellschaftsvergleichend und historisch eingeordnet. Diese Orientierungsleistung hilft sozialen Bewegungen, ihre Ziele realistisch zu gestalten und geeignete Mittel zu ihrer Umsetzung im Rahmen moderner Staatlichkeit zu suchen. Sie hilft Verwaltungen und staatlichen Institutionen, geeignete *policies* zu entwickeln. Auch in der Rechtsprechung werden insbesondere sozialwissenschaftliche Kategorien aus der grund- und menschenrechtssensiblen Forschung benötigt und häufig genutzt. Eine vornehme Abstinenz der Soziologie von der Beratung der Gesellschaft dagegen bietet den Anlass, die Trennung der angewandten Sozialwissenschaften (wie etwa der Sozialen Arbeit) von den vorgeblich reinen Sozialwissenschaft aufrechtzuerhalten. Wie in der Fabel vom Fuchs möchte die Soziologie die Trauben der eigenen Wirksamkeit, die sie nicht erreichen kann, nicht kosten, denn sie sind bekanntlich ohnehin sauer.

Nun spielt die Normativität aber nicht nur in den sich als kritisch verstehenden Sparten der Soziologie eine Rolle, sondern auch in den sozialtheoretischen und methodologischen Fundierungen des interpretativen Paradigmas: etwa wenn wir von einer fundamentalen anthropologischen Fähigkeit zur Perspektivübernahme ausgehen, die Hubert Knoblauch in seiner Grundlegung eines kommunikativen Konstruktivismus als ‚Reziprozität‘ bezeichnet. Diese Reziprozitätsannahme artikuliert eine in die Sozialtheorie und damit auch Methodologie eingelassene Anerkennung der Subjektivität der Forschenden und Beforschten.

Die Soziologie formuliert in beiden Versionen, der kritischen und der interpretativen also selbst keine normativen Maßstäbe, sondern beteiligt sich an der Kritik moderner Gesellschaften. Sie wirkt, wenn ihre Einsichten übersetzt werden, in den Raum des Politischen und den Raum der Verwaltung. Die Notwendigkeit von Diskurs und Kritik, um zu allgemein gültigen Aussagen zu kommen, teilen die kritischen Soziologien ja übrigens mit dem kritischen Rationalismus. Die Differenzen liegen also ‚nur‘ darin, auf welche Weise die Soziologie kritisch ist.

4. Erkenntniskonstitutive Polarisierung

Ich komme abschließend auf das Verhältnis von gesellschaftlicher Polarisierung und dem aktuellen Methodenstreit zu sprechen. Ich verstehe die aktuelle Debatte als *dritten Werturteilsstreit*, weil wie bei den bisherigen Werturteilsstreiten die Frage der Objektivität sozialwissenschaftlicher Erkenntnis im Zentrum steht.

Die Spannung zwischen Engagement und Distanzierung, auf die bereits Norbert Elias hingewiesen hat, aktualisiert sich hier. Er zeigt ja, dass beide Pole, Engagement und Distanzierung, als „gut“ oder als „schlecht“ verstanden werden können. Ich fasse diese Spannung so, dass die Soziologie ihre Erkenntnis zwischen einem Positionierungszwang einerseits und der Notwendigkeit, Offenheit als Komplexität darzustellen andererseits entfaltet. Beide Kriterien können in unterschiedlichen Forschungsstrategien mit unterschiedlicher Gewichtung erfüllt sein. Die Gewichtung zwischen Komplexität und Positionierung verändert sich auch im jeweiligen Forschungsprozess. In meinem eigenen Engagement für die Etablierung einer Subjektivierungsforschung sowie in den Disability Studies bin ich mit diesen Schwierigkeiten der Balance zwischen Offenheitswahrung und Positionierungszwang vertraut.

In diesem neuen Werturteilsstreit gibt es nicht, wie meist angenommen, zwei Fraktionen, sondern drei. Die verhaltenswissenschaftliche, sich dem natur- und vor allem wirtschaftswissenschaftlichen Modell anschmiegende *sociological science*, die interpretative Soziologie(n) und die kritische Soziologie(n), die es sich zum Anliegen machen, das Verhältnis von grund- und menschenrechtlichen Wertungen und gesellschaftlichem Strukturerehalt zu klären. Diese dritte Soziologie, „bei der sich die Forschenden aktiv in den Gegenstandsbereich einbinden oder auch nur eingebunden sehen“ (Baur et al. 2018), steht mit der interpretativen Soziologie in einem *Näheverhältnis*. Dieses Näheverhältnis besteht auf der *methodologischen*, der *epistemischen* und nicht zuletzt auf der *personellen* Ebene. Es ist schließlich möglich, in verschiedenen *Registern der Kritikalität* zu forschen, und für viele KollegInnen ist diese Flexibilität alltägliche Realität des ForscherInnenlebens. Das Webersche Wertneutralitätsgebot – das als kategorisches ‚Du sollst nicht‘ selbst doktrinaire Züge aufweist ohne, wie bereits erwähnt, als Doktrin formuliert zu sein – steht allerdings zwischen beiden Richtungen und erschwert die Verständigung. Ich halte eine Auseinandersetzung und Verständigung zwischen den interpretativen Soziologien und den kritischen Soziologien (einschließlich der interdisziplinären *studies*) angesichts geteilter Aufgaben für notwendig. Die Weber-Doktrin, wenn sie als solche verstanden wird, ist überholungsbedürftig.

Erlauben Sie mir abschließend noch eine letzte Bemerkung zur Frage der „erkenntniskonstitutiven Polarisierung“: In einer Situation, in der die moderne Institution der Grund- und Menschenrechte einerseits globale Verbreitung findet, andererseits auch wieder in reaktionären, oft extrem gewaltsamen Bewegungen zurückgedrängt wird, finde ich es eigenartig, die Gefahr nicht in einem Unterengagement zu sehen, einem „*underpositioning*“, denn das wäre einleuchtend, sondern primär in einem Überengagement, einer Überpositionierung der Soziologie. Die gesellschaftliche Polarisierung zwingt die Soziologie, wirksame Hypothesen über die gegenwärtige und zukünftig mögliche Natur des Zusammenlebens zu bilden, und die mannigfaltigen Wirkungen dieser Hypothesen in der gesellschaftlichen Wirklichkeit konstituieren schließlich die soziologische Erkenntnis. Die Soziologie erbringt damit im Polarisierungsgehehen eine spezifische Leistung: Sie nimmt Vorstellungen des guten Lebens aus den gesellschaftlichen Peripherien (einschließlich des Individuums) auf und prüft, ob diese Vorstellungen einer empirischen Analyse standhalten und letztlich, ob und inwiefern sie Gegenstand von Rechtsprechung, Gesetzgebung, Verwaltungshandeln und Professionalität werden können.

Angesichts der gegenwärtig begrenzten Möglichkeiten der politischen und staatlichen Sphäre, Visionen zu artikulieren und Kompromisse herzustellen, übernimmt die Soziologie Leistungen, die in Politik, Staat und Zivilgesellschaft derzeit nicht in ausreichendem Maß erbracht werden. Die Leistungsfähigkeit der Soziologie für die Stabilisierung und Erweiterung der Grundlagen des Zusammenlebens sollte nicht überschätzt werden, aber sie wird benötigt.

Literatur

- Adorno, Theodor. W., Hans Albert, Ralf Dahrendorf, Jürgen Habermas, Harald Pilot und Karl Raimund Popper. 1969. *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*. Darmstadt: Luchterhand.
- Baur, Nina, Hubert Knoblauch, Leila Akremi und Boris Traue. 2018. Quantitativ – Qualitativ – Interpretativ. Zum Verhältnis methodologischer Paradigmen in der empirischen Sozialforschung. In *Handbuch Interpretativ Forschen*, Hrsg. Leila Akremi, Hubert Knoblauch, Nina Baur und Boris Traue, 246–284. Weinheim: Beltz.
- Bronner, Gérald, und Étienne Géhin. 2017. *Le Danger sociologique*. Paris, PUF.
- Choudhury, Tanzeem, und Alex Pentland (o.J.): The Sociometer: A Wearable Device for Understanding Human Networks. *Working Papers Human Design Group*. Massachusetts Institute of Technology.

- Diekmann, Andreas. 2020. Die Renaissance der „Unobtrusive Methods“ im digitalen Zeitalter. In *Grundlagen – Methoden – Anwendungen in den Sozialwissenschaften*, Hrsg. Anja Mays, André Dingelstedt, Verena Hambauer, Stephan Schlosser, Florian Berens, Jürgen Leibold, Jan Karem Höhne, 161–172. Wiesbaden: Springer VS.
- Eisenstadt, Shmuel. 2004. Social Evolution and Modernity: Some Observations on Parsons's Comparative and Evolutionary Analysis: Parsons's Analysis from the Perspective of Multiple Modernities. *American Sociologist* Winter:134–153.
- Knoblauch, Hubert. 2017. *Die kommunikative Konstruktion der Wirklichkeit*. Wiesbaden: Springer VS.
- Lindemann, Gesa. 2018. *Strukturnotwendige Kritik*. Weilerswist: Velbrück.
- Pentland, Alex. 2015. *Social Physics. How Social Networks Can Make Us Smarter*. New York: Penguin.
- Poferl, A. 1999. Gesellschaft im Selbstversuch. Der Kick am Gegenstand – oder: Zu einer Perspektive experimenteller Soziologie. *Soziale Welt* 50(4):363–372.
- Scheffer, Thomas, und Ronja Trischler. 2020. Rezension: Akreimi, Leila, Nina Baur, Hubert Knoblauch und Boris Traue: Handbuch Interpretativ forschen. *KZfSS* 72:123–131.
- Simmel, Georg. 2003 [1916]. Das Problem der historischen Zeit. In *Georg Simmel GA Band 15*, 298–312. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Strübing, Jörg. 2019. Soziologie in kriegerischen Zeiten. Zum Verhältnis methodologischer Paradigmen in der empirischen Sozialforschung. *Soziologie* 48(2):143–152.
- Weber, Max. 1980 [1921]. *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*. Tübingen: Mohr.
- Weber, Max. 1904. Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik* 19(1):22–87.
- Urry, John. 2005. The Complexity Turn. *Theory, Culture and Society* 22(5):1–14.